GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

# Utopieverlust und Reich-Gottes-Erwartung

**Praetorius, Ina**

**1995**

**https://doi.org/10.25595/1143**

**Veröffentlichungsversion / published version**
**Zeitschriftenartikel / journal article**

**Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:**

Praetorius, Ina: *Utopieverlust und Reich-Gottes-Erwartung*, in: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus, Jg. 89 (1995) Nr: 2, 39-45. DOI: https://doi.org/10.25595/1143.

**Nutzungsbedingungen:**

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

**Terms of use:**

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

# Neue Wege

Eigentum des
Schweizer. Sozialarchivs
9. Feb. 1995
Lesesaalfach:
F 7

**BEITRÄGE ZU CHRISTENTUM UND SOZIALISMUS**

Reinhild Traitler
**Die Geschichte vom reichen jungen Mann**

Ina Praetorius
**Utopieverlust und Reich-Gottes-Erwartung**

Marga Bührig im Gespräch mit Ursa Krattiger
**Vom Ende der grossen Entwürfe und von der Notwendigkeit der Utopie**

Hanspeter Gschwend
**Über die Logik der Machtlosigkeit**

Zürich, Januar 1995, 89. Jahrgang – Nr. 2

Organ der Religiös-sozialistischen Vereinigung der Deutschschweiz

*Ina Praetorius*

# Utopieverlust und Reich-Gottes-Erwartung

*Die evangelisch-theologische Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg veranstaltet jeweils zu Beginn des Wintersemesters eine «Theologische Woche»: Ein gemeinsames Thema wird von verschiedenen Seiten in Vorträgen, Seminarveranstaltungen und Podiumsdiskussionen beleuchtet. Die Theologische Woche richtet sich nicht nur an Theologiestudierende, sondern auch an Interessierte aus der Stadt und den Kirchgemeinden. «Utopieverlust und Reich-Gottes-Erwartung» war das Thema der Theologischen Woche 1994. Ina Praetorius hielt am 17. Oktober den hier wiedergegebenen Eröffnungsvortrag. Die Autorin beharrt auf ihrer feministischen Utopie: Das Ausgeschlossensein der Frauen aus der androzentrischen Ordnung gewährt zugleich einen immensen Freiraum. Hier lassen sich Umwertungsprozesse einleiten und realpolitische Forderungen begründen. Für den Mann beginnt die Utopie dort, wo er die Ordnung durchschaut, die angeblich in seinem eigenen Interesse funktioniert, derweil sie sein Leben ärmer, ja armselig macht.* *Red.*

## Annäherung

Gleich zu Beginn dieses Vortrags möchte ich Ihnen etwas gestehen, das für den weiteren Fortgang der Gedanken ziemlich bedeutsam ist: Ich leide *nicht* an *Utopieverlust.*

Fast schäme ich mich, das so geradeheraus zu sagen, aus verschiedenen Gründen: Erstens ist es für einen Intellektuellen oder eine Intellektuelle heutzutage überhaupt nicht schick, mit einer intakten Utopie herumzulaufen. Schliesslich leben wir nicht mehr im Jahr 1968. Zweitens weiss ich nicht, welche Gefühle ich als Frau aus der Schweiz mit einer solchen ungeschützten Aussage hier in den sogenannten neuen Bundesländern auslöse. Es ist erst das zweite Mal, dass ich östlich der ehemaligen DDR-Westgrenze öffentlich spreche. Wie sich das Leben hier anfühlt, weiss ich vor allem aus Zeitungen und aus dem Fernsehen, und das heisst: Ich weiss nicht viel darüber. Und drittens hat die Tatsache, dass ich nicht an Utopieverlust leide, sehr direkt damit zu tun, dass ich eine Frau bin und *bewusst als Frau* über die Welt nachdenke. Und es ist, meiner Erfahrung nach, noch immer nicht opportun, an einer theologischen Fakultät das eigene Frausein ohne Umschweife zum Thema zu machen. Zwar ist heute jedermann klar, dass es «Frauenprobleme» und «Frauenanliegen» gibt. Aber eine gesamthafte Vision oder gar Theologie soll mit solchen Problemen und Anliegen verbunden sein? Dieser Gedanke ist peinlich. So peinlich, dass sogar viele engagierte Denkerinnen ihn nicht öffentlich auszusprechen wagen.

Zuerst werde ich mich mit der Frage befassen, warum die deutlichen, erfreulichen und *für alle bedeutsamen Zukunftsperspektiven,* die sich im feministischen Denken finden lassen, so selten als solche erkannt und akzeptiert werden. Was hindert uns daran zuzugeben, dass hier eine grosse Utopie vorliegt, die bisher *nicht zerbrochen* ist? Mit dieser Vorfrage möchte ich mir und Ihnen einen Weg bahnen auf das hin, was dann vor allem interessiert: Worin besteht denn nun diese von Frauen erdachte Utopie? Leuchtet sie ein, und kann sie etwas in Bewegung setzen? Zum Schluss werde ich ausdrücklich auf die *Theologie* zu sprechen kommen: Wie lässt sich feministische Welterfahrung und Theorie mit

dem verbinden, was Christinnen und Christen «Reich-Gottes-Erwartung» nennen?

## Das Allgemeine und das Besondere: Mensch und Frau Oder: die androzentrische symbolische Ordnung

Vermutlich haben Sie sich auch schon dabei ertappt, dass Sie die feministische Theorie, selbst wenn Sie sie schätzen und obwohl Sie wissen, dass Frauen die Mehrheit der Bevölkerung ausmachen, als eine *Sonder*theorie für speziell Interessierte wahrgenommen haben. Es geht hier um spezielle Themen, um Abtreibung zum Beispiel, um Ehe, Familie, Sexualität und Beziehungen, Kindertagesstätten und Schwangerschaftsversicherungen. Feministische Theorie das ist Bindestrich-Theorie, ein «Nebenwiderspruch», nicht *allgemeine* Theorie.

Diese Sicht der Dinge ist allgemein üblich. Für die Frage der Utopien bzw. des Utopieverlusts bedeutet sie: Aus einem *Sonder*anliegen, das nur einige Spezialthemen umfasst, kann logischerweise keine *allgemeine,* für alle gültige Vision erwachsen. Feministische Utopie, sofern es sie gibt, ist allenfalls Utopie *für Frauen,* keine allgemeine Utopie, die an die Stelle der zerbrochenen grossen Utopien treten könnte, etwa der aufgeklärt-liberalen oder der realsozialistischen Utopie oder der Utopien der 68er Bewegung. Ich meine nun zwar, dass wir, wenn wir sogenannte Frauenanliegen als Sonderanliegen wahrnehmen, etwas *Falsches* sehen. Denn Frauen machen mehr als fünfzig Prozent der Menschheit aus, und was sie wichtig finden, ist von allgemeinem Interesse. Aber ich wundere mich heute nicht mehr darüber, dass wir fast alle, die Feministinnen eingeschlossen, Frauen immer wieder zu *Anderen, Besonderen* machen. Denn das entspricht der Logik der denkerischen, sprachlichen, religiösen, kurz: der symbolischen Ordnung, in der wir alle aufgewachsen sind und uns alltäglich bewegen. Ich nenne diese Ordnung die «androzentrische symbolische Ordnung».

Wie die androzentrische Ordnung funktioniert, lässt sich gut am Weltbild *des* Philosophen *Aristoteles* verdeutlichen, der unser westliches Denken und Wahrnehmen geprägt hat wie kein anderer. Aristoteles schreibt in der «Politik»:

«Endlich verhält sich Männliches und Weibliches von Natur so zueinander, dass das eine das Bessere, das andere das Schlechtere und das eine das Herrschende und das andere das Dienende ist.»[1]

Diese hierarchisierende Gegenüberstellung von Männlichem und Weiblichem bildet aber nur den ersten Schritt zur androzentrischen Ordnung. In einem zweiten Schritt identifizieren die antiken Philosophen das Männliche mit dem eigentlich *«Menschlichen».* Mit «anthropos», dem «Menschen», ist seit der Antike nur oder in erster Linie ein erwachsener, freigeborener Mann gemeint. Nur ihm – oder ihm vor allem – kommt die Würde zu, um seiner selbst willen in der Welt zu sein. Er verkörpert wahre Menschlichkeit, die sich in geistiger Betätigung, im Theoretisieren, in Distanz zum Irdischen verwirklicht. Wer nicht freigeborener erwachsener Mann ist, sondern Frau, Kind, Sklave oder Ausländer, ist nicht «anthropos» im strengen Sinne, sondern eben etwas Besonderes, etwas Anderes. In der Antike werden Frauen, Kinder, Sklaven und Ausländer meist durch die *Funktionen* definiert, die sie für die Gesellschaft der erwachsenen freigeborenen Männer, der «Menschen» also, erfüllen sollen. Sie sind nicht um ihrer selbst willen in der Welt, sondern *für andere:* Frauen sind in erster Linie dazu da, dem Menschen den vorzugsweise männlichen Nachwuchs zu gebären und grosszuziehen. Aus dieser alten Funktionszuweisung lässt sich erklären, dass Frauen noch heute auf ganz bestimmte Themen, nämlich diejenigen, die im weitesten Sinne mit *Fortpflanzung* zu tun haben, festgelegt werden.

Die *Universalisierung des Männlichen* zum Menschlichen[2] und die Herabsetzung der Nicht-Männer zu Funktionsträgern oder Funktionsträgerinnen ist nun der eigentliche *dogmatische Kern* der androzen-

trischen symbolischen Ordnung. Sie ist auch der Grund dafür, dass wir alles, was von Frauen gedacht, erfunden, gefordert oder prophezeit wird, als etwas Besonderes, nicht als etwas Allgemeines wahrnehmen. Zwar gibt es genügend Männer, die sich die Rettung der Welt von einem «weiblichen Prinzip» erwarten. Ich verweise auf bekannte Namen wie Fritjof Capra, Eugen Drewermann oder Hans Küng[3]. (Sogar der Papst schätzt Frauen hoch, wenn sie sich so verhalten, wie es in seinen Weltentwurf passt.) Auch der Slogan «Die Zukunft ist weiblich» fällt in diese Kategorie. Da ist Vorsicht geboten. Meist stellt sich bei genauem Hinsehen heraus, dass die männlichen Propheten einer weiblichen Zukunft realen Frauen noch gar nie wirklich zugehört haben. Vielmehr projizieren sie ihre Idee von etwas Anderem, Heilendem, Zukunftsweisendem in die Frauen hinein und bauen so eine «imaginierte Weiblichkeit»[4] in ihre eigenen Entwürfe ein, wiederum als *Funktion* innerhalb einer von Männern erfundenen Rettungsidee. Statt Frauen in den Sumpf des Nur-Materiellen zu verdammen, hebt man sie zuweilen in den Himmel. Das sind zwei Seiten der *einen Medaille* Androzentrismus. Mit dem Denken der Frauen haben solche Projektionen erwiesenermassen wenig zu tun.

Und damit wäre ich bei meinem zweiten Punkt angekommen: Wie denken denn nun die Frauen? Und was ist ihre Utopie?

## Feministische Utopie

Ich würde die Utopie der Frauen zunächst ganz allgemein als die positive Kehrseite ihres *Ausgeschlossenseins* definieren. Ou-Topos heisst: Nirgendwo, kein Ort, Nirgends. Frauen haben in der androzentrischen symbolischen Ordnung *keinen Ort,* der ihrem wirklichen Sein angemessen wäre. Sie sind drinnen im Haus und gleichzeitig draussen vor der Tür, jedenfalls nicht in der Mitte – eine funktionierende Mehrheit, die man als Minderheit behandelt.

Dennoch sind Frauen *ganz da.* Sie sind viel mehr als das, was die Ordnung von ihnen wahrnimmt. Die Ordnung registriert: aufopferungsvolle Mütter, fleissige Arbeiterinnen, liebende Ehefrauen (in der Sprache der Mythologie: Maria, die Heilige). Sie registriert: hysterische Weiber, Männerhasserinnen, wütende Emanzen (mythologisch: Eva, die Hure). Jenseits dieser Bilder, jenseits von Gottvater, Sohn und Co, beginnt die U-Topie der Frauen: Frauen als Denkerinnen, Freundinnen, Erfinderinnen, Philosophinnen; Frauen, die sich selbst als Mitte der Welt setzen und zueinander in vielfältige Beziehungen treten, unerkannt von der Ordnung, die stumpfsinnig und längst unterhöhlt weiterrattert. *An den Rändern oder ausserhalb* der Universitäten, der Kirchenstrukturen, der Parlamente, der Parteien beginnt das Nirgendwo der Frauen. Der Nicht-Ort der Frauen ist ein Netz, unsichtbar für die Repräsentanten der Ordnung, lebendig und gegenwärtig für diejenigen, die daran teilhaben. Viele Frauen nennen es «Frauenkirche».[5] Mary Daly spricht vom «Leben im Grenzbereich».[6] Es gibt viele Namen für das Nirgendwo der Frauen.

Das hört sich abstrakt an. Ich will Ihnen ein *Beispiel* geben: Vor ein paar Jahren habe ich etwa einen Meter *evangelische Ethik* gelesen. Und einer der erstaunlichsten Befunde war dieser: Ich fand sage und schreibe keinen einzigen Satz, der eine irgendwie geartete Beziehung zwischen zwei oder mehreren Frauen zum Inhalt gehabt hätte, sei sie positiver oder negativer, rivalisierender oder freundschaftlicher Art. Beziehungen zwischen Frauen sind für die evangelische – und nicht nur die evangelische – Ethik nicht existent, U-Topie. Frauen kommen ausschliesslich in Beziehung zu Männern und Kindern vor. Für die Ethik sind sie bis heute mann-bezogene Wesen geblieben.

Das kann mich ärgern. Aber es kann mich auch freuen. Alles, was ich mit anderen Frauen gemeinsam unternehme, ob ich mit ihnen philosophiere oder ein Buch schreibe, ein Fest feiere oder eine Nacht verbringe, streite oder mich versöhne, wird aufgrund dieses Befundes zur U-Topie. Es befindet sich ausserhalb der Ordnung, ist regelwidrig, nicht auf den Begriff gebracht.

Stellen Sie sich einmal den *immensen Freiraum* vor, der sich da auftut. Was wir eigentlich sind, ist unsichtbar. Wir selber haben die Freiheit, uns sichtbar zu machen. Die Bilder, die man uns vorhält, sind lächerliche, hohle Zerrbilder, die uns nicht kümmern müssen. Ich selber arbeite zum Beispiel seit mehr als sieben Jahren in einer interdisziplinären *Frauenforschungsgruppe* zu ethischen Fragen. Zwar sind wir alle irgendwie in androzentrischen Institutionen tätig, verdienen dort mehr oder weniger Geld. Aber die Mitte unseres Denkens sind wir: die Wochenenden, an denen wir uns zusammensetzen, die Bücher, die wir schreiben, die Vorträge, die wir gemeinsam halten. Diese Gruppe ist für mich gelebte Utopie.

## Eine konkrete Utopie-Miniatur: «Ronja Räubertochter»

Frauen sind also in der Ordnung als *mann-bezogene Wesen* definiert. Das bedeutet auch, dass sie per Definition *nicht allein* sein können. Sie sind besetztes Land, stets damit beschäftigt, die Wünsche anderer zu erkennen und zu erfüllen. Viele Frauen haben diese Festlegung für sich übernommen, sie können sich selbst nicht anders wahrnehmen als in Beziehungen zu anderen Menschen, meist Männern. Versuchen Sie einmal, in der Literatur Texte zu finden, in denen Frauen allein mitten in der Welt stehen, ohne dabei unglücklich zu sein. Es wird Ihnen schwerfallen, solche Texte zu finden. Eine Frau allein, aber nicht einsam mitten in der Welt ist U-Topie. Ich möchte Ihnen einen Text vorlesen, der in diesem Sinne utopisch ist. Er stammt aus einem Buch, das zur Zeit meine fünfjährige Tochter begeistert, aus Astrid Lindgrens «Ronja Räubertochter». Ronja, die Tochter des Räubers Mattis und der Räuberfrau Lovis, verlässt hier zum ersten Mal die Burg ihres Vaters:

«Und Ronja ging. Ihr wurde bald klar, wie dumm sie gewesen war. Wie hatte sie nur glauben können, dass die grosse Steinhalle die ganze Welt sei? Nicht einmal die gewaltige Mattisburg war die ganze Welt. Nicht einmal der hohe Mattisberg war die ganze Welt, nein, die Welt war viel grösser. Sie war so, dass einem der Atem stockte. Natürlich hatte Ronja gehört, wie Mattis und Lovis über das sprachen, was es ausserhalb der Mattisburg gab. Vom Fluss hatten sie gesprochen. Aber erst, als sie ihn mit seinen wilden Strudeln tief unter dem Mattisberg hervorschäumen sah, begriff sie, was Flüsse waren. Vom Wald hatten sie gesprochen. Aber erst, als sie ihn so dunkel und verwunschen mit all seinen rauschenden Bäumen sah, begriff sie, was Wälder waren. Und sie lachte leise, weil es Flüsse und Wälder gab. Es war kaum zu glauben – wahr und wahrhaftig, es gab grosse Bäume und grosse Gewässer, und alles war voller Leben, musste man da nicht lachen! – Sie folgte dem Pfad geradewegs hinein in den wildesten Wald und kam zum Weiher. Weiter durfte sie nicht gehen, hatte Mattis gesagt (?). Und der Weiher lag dort schwarz zwischen dunklen Tannen, nur die Seerosen auf dem Wasser leuchteten weiss. Ronja wusste nicht, dass es Seerosen waren, aber sie sah sie lange an und lachte leise, weil es sie gab.»

Ich würde Ihnen gern noch mehr aus «Ronja Räubertochter» vorlesen, aber mein Zeitplan erlaubt es nicht. Wenn Sie mehr über feministische Utopie wissen wollen, dann lesen Sie dieses Buch.

## Und die Zukunft?

Ich kann mir vorstellen, dass Sie jetzt zwei grosse Fragen haben: Erstens: Was ist mit der Zukunft? Zweitens: Was ist mit den Männern? Ich möchte auf beide Fragen eingehen. Zunächst auf die Frage, ob denn die feministische Utopie nicht eine Vorstellung über die Zukunft enthalte. Es hat sich ja eingebürgert, beim Wort «Utopie» zuerst und vor allem an die Zukunft zu denken.

Über die Zukunft zu sprechen ist heute schwierig geworden. Die Fakten verbieten es, hoffnungsvoll ins einundzwanzigste Jahrhundert zu blicken. Geschlossene Bilder von einer *besseren Zukunft*, wie sie uns viele klassische Utopien anbieten, können

die meisten von uns nur noch als Historie betrachten. Wenn heute ein Zukunftsbild aktuell ist, dann dasjenige vom ökologischen Kollaps oder vom atomaren Holocaust oder die «Schöne neue Welt» von Aldous Huxley. Über die ökologischen Fakten unserer Gegenwart kann und will ich keinen Sprung machen. Aber ich will aufzeigen, dass sich von der in erster Linie *gegenwärtigen Utopie der Frauen*, von der ich gerade gesprochen habe, Linien in eine mögliche Zukunft ziehen lassen. Ob es diese Zukunft geben wird oder nicht, hängt davon ab, welche Entscheidungen wir alle heute als Gesellschaft treffen.

Die androzentrische Ordnung produziert zwei Typen von Menschen: die sogenannt männlichen und die sogenannt weiblichen. Den *männlichen* sind Eigenschaften wie Gestaltungswillen, Aggressivität, Dominanz, Durchsetzungsfähigkeit, Rationalität etc. zugeordnet. Sie haben die Aufgabe, die äussere Welt zu gestalten, die «grossen Linien» der Politik festzulegen, das grosse Geld zu verwalten usw. Die *weiblichen* Menschen haben die Aufgabe zu heilen, zu pflegen und zu reparieren. Die meisten klassischen Frauenberufe sind auf diese Aufgaben zugeschnitten. Als Hausfrauen, Mütter, Prostituierte, Sozialarbeiterinnen, Krankenpflegerinnen, Kindergärtnerinnen, Angestellte im Gastgewerbe, Sekretärinnen usw. erbringen Frauen Dienstleistungen für eine Gesellschaft, über deren Gesamtgestalt im wesentlichen männliche Menschen bestimmen. Von Frauen erwartet man, dass sie Eigenschaften wie Gefühlsstärke, Unterordnungsbereitschaft, Gemeinsinn, Geduld etc. entwickeln. Unter den derzeitigen Bedingungen wird die Arbeit der «weiblichen» Menschen mehr und mehr zur verzweifelten Reparaturarbeit, wie in Kriegs- und Nachkriegszeiten. Frauen sollen die kleinen heilen Privatwelten bewahren und Sinn stiften, wo der Sinn im Grossen mehr und mehr verlorengeht.

*Herkömmliche Emanzipationsmuster* werden unter diesen Bedingungen fragwürdig. Ein solches Muster verspricht den Frauen Befreiung vom Zugang zu mehr «Männlichkeit». Wenn alle Frauen erwerbstätig sind, so glaubte man einmal, dann sind sie frei. Inzwischen scheint mir deutlich geworden zu sein: Eine Welt, die von Menschen gestaltet wird, die dem androzentrischen Ideal der «Männlichkeit» nachleben, geht kaputt. Frauen, die sich ungebrochen mit dem hochbewerteten Ideal der Männlichkeit identifizieren, beschleunigen diesen Prozess.

Mir scheint, feministische Utopie, wie ich sie verstehe, läuft auf zwei zukunftsgerichtete Bewegungen hinaus: Zum einen sind *fundamentale Umwertungsprozesse* nötig. Das, was wir bisher mit «Weiblichkeit» und also Minderwertigkeit assoziiert haben, braucht einen anderen Platz in der symbolischen Ordnung. Es braucht also denkerische und gestalterische Anstrengung, um die androzentrische Ordnung als ganze zu dekonstruieren und an ihre Stelle etwas Anderes zu setzen – eine Art «Umwertung aller Werte». Was wir brauchen, ist ein Schatz von Worten, Büchern, Filmen, Bildern, Gedichten, Fernsehsendungen, kurz: eine ganze Kultur, die an die Stelle der androzentrischen Ordnung tritt. Wer begriffen hat, was diese «Arbeit an der symbolischen Ordnung» bedeutet, kann hier und heute beginnen, die neue Ordnung zu erschaffen.

Die zweite Bewegung ist eine realpolitische. Ich meine, aus dem gegenwärtigen feministischen Nirgendwo lassen sich *realpolitische Forderungen* ableiten. Ich möchte drei davon nennen, die mir zentral erscheinen:

1. Die Erwerbsarbeitszeit wird für alle massiv gekürzt.
2. Das Finanzministerium wird dem Familienministerium unterstellt.[7]
3. In allen gesellschaftlichen Bereichen, in denen bisher «männliche» Menschen dominieren – vor allem im Bereich Technologie und Wissenschaft –, werden wirksame öffentliche Kontrollen und vorübergehend Frauenquoten eingeführt.

Solche politischen Forderungen stellen die Verbindung her zwischen der gegenwärtigen feministischen Utopie und einer möglichen lebenswerten Zukunft.

## Und die Männer?

Jetzt zur zweiten grossen Frage: Und was ist mit den *Männern?* Ich könnte als realpolitische Forderung in diesem Zusammenhang zum Beispiel formulieren: «Für Männer werden Hausarbeits- und Sozialpflichten eingeführt.» Das wäre die realpolitische Seite der Antwort. Aber «Pflichten» haben nichts Utopisches an sich. Wo ist das Nirgendwo der Männer, das nicht saure Pflicht ist, sondern Lust macht?

Auch Männer leben in der androzentrischen Ordnung, und es ist zu simpel zu sagen, dass sie nur von ihr *profitieren.* Sicher ziehen viele Männer noch immer Nutzen aus dem System, das sie in ihrem eigenen Interesse konstruiert haben: Sie stehen im Zentrum, verdienen das Geld, halten die Fäden in der Hand und werden bedient. Aber sehen Sie sich die Repräsentanten – und die wenigen Repräsentantinnen – dieses Prinzips «Männlichkeit» einmal genau an. Möchten Sie mit Ihnen tauschen? Natürlich sind ihr Geld, ihr Einfluss und ihre Lehrstühle attraktiv. Aber ihr *Lebensgefühl?*

*Utopie für einen Mann* beginnt dort, wo er erkennt, wie armselig es ist, sich selbst in den Mittelpunkt zu stellen und andere für sich funktionieren zu lassen. Ein Mann begibt sich ins Nirgendwo, wenn er die Ordnung durchschaut, die ihm bisher Sicherheit in einem klaren Bild von Männlichkeit und Menschlichkeit gegeben hat. Das zu erkennen ist für Männer nicht einfach, denn die Ordnung tarnt sich vielfältig. Und vor allem sieht der Mann, als Konsequenz seiner Erkenntnis, eine Aufgabe vor sich, die der Logik seiner eigenen Männlichkeit zuwiderläuft: Er muss Frauen und andere «Funktionsträger» als eigenständige Gegenüber wahrnehmen. Er soll denjenigen zuhören, die – der Ordnung gemäss – gar nicht im eigenen Namen sprechen können. Wenn ein Mann dieses Wunder vollbringt, dann werden weitere Wunder folgen.

Ich skizziere eine konkrete *Utopie-Miniatur,* die sich unter günstigen Bedingungen hier und jetzt im Leben eines Mannes ereignen könnte: Ein junger Theologieprofessor, der sich lange genug darüber geärgert hat, dass die Kindertagesstätte in seinem Stadtviertel geschlossen worden ist, nimmt seine zweijährige Tochter mit in die Vorlesung. Die Vorlesung wird nun zwar ständig unterbrochen, weil das Kind selten Ruhe gibt. Aber die Studierenden lernen mehr, weil sie mehr Zeit haben, selbst nachzudenken und weil die sogenannte Fülle des Lebens, von der sie bis jetzt immer nur gehört haben, in den Hörsaal eingebrochen ist.

Ich habe bis jetzt noch nicht viele Männer getroffen, die *ihrem* Wunder auf der Spur sind. Natürlich kenne ich viele Männer, die – ihren Frauen zuliebe, aus einem paternalistischen Impuls – oder gezwungenermassen «im Haushalt helfen». Aber das ist nicht Utopie. Solange die traditionellen Lebensbereiche der Frauen *das Niedrige* bleiben, zu dem mann sich widerwillig und aus blosser Moral herablässt, bleibt die Ordnung erhalten. Sie kennen das vielleicht: Mann und Frau streiten sich darum, wer heute wieder die Kinder hüten *muss* und wer hinaus darf in die Öffentlichkeit. Wenn aber ein Mann in einem Kind, das er alltäglich versorgt und behütet, das wirkliche Leben und die wirkliche Zukunft entdeckt, und wenn er von diesem Leben nicht mehr lassen kann, dann beginnt etwas Neues.

Das entscheidende Problem für Männer scheint mir dies zu sein: Utopie in dem Sinne, wie ich sie hier entfalte, erscheint ihnen als eine Art *Anti-Heldentat.* Der Mann soll eintreten in das, was er und seine Väter als banal und langweilig definiert haben. Gefragt sind nicht grosse Worte und aussergewöhnliche Taten, sondern gefragt ist schlichtes Leben. Ganz einfach zu leben – das ist vielleicht das höchste, das man von Männern verlangen kann. Und jetzt fällt es mir, wie sich einige von Ihnen vielleicht schon denken können, nicht mehr schwer, auf die Reich-Gottes-Erwartung zu sprechen zu kommen.

## Reich-Gottes-Erwartung

Das Reich Gottes ist keine geschlossene Zukunftsvorstellung. Es ist gegenwärtig

und zukünftig zugleich: «Das Reich Gottes ist mitten unter euch» (Lk 17,21). Es beginnt hier und jetzt und kann doch nicht erschaffen werden: «Wer das Reich Gottes nicht annimmt wie ein Kind, wird nicht hineinkommen» (Mk 10,15). Das Reich Gottes wird nicht im Zentrum der Macht verkündet, sondern bei denen und von denen, die ausserhalb oder am Rande der Ordnung leben: nicht zuerst in Rom, sondern in Palästina, nicht zuerst bei den Reichen, sondern bei den Armen: «Selig sind die Ausgeschlossenen.» Die *Peripherie* wird zur Mitte. Das Wort wird Fleisch. Gott wird Mensch. Was klein erscheint, wird gross: «Das Reich Gottes ist wie ein Senfkorn, das zum grossen Baum wird, in dem die Vögel nisten» (Mt 13,31f.). Das Reich Gottes ist keine Heldentat, es kommt nicht mit Pauken und Trompeten, sondern im unendlich wertvollen *alltäglichen Leben.*

Als Theologinnen und Theologen haben wir gelernt, zwischen dem «Letzten» und dem «Vorletzten» zu unterscheiden.[8] Vielleicht ist das gut so. Ich weiss, dass es an einer evangelisch-theologischen Fakultät verboten ist, das Reich Gottes mit irgendwelchen Zuständen oder Entwicklungen der Gegenwart in Verbindung zu bringen oder gar ineinszusetzen. «Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden.»[9] Aber es gibt Orte in der Welt, jenseits der grossen Ereignisse, im Grenzbereich, an denen sich mein Hoffen nährt. Vielleicht gilt es, diese Orte als *Zeichen der Zeit* zu erkennen.

1 Aristoteles Politik, Hamburg 1981, S. 10.
2 Der Mechanismus der falschen Universalisierung ist von feministischen Denkerinnen vielfach untersucht worden. Einer der prägnantesten Texte scheint mir: Adriana Cavarero, Ansätze zu einer Theorie der Geschlechterdifferenz, in: Diotima, Philosophinnengruppe aus Verona, Der Mensch ist zwei. Das Denken der Geschlechterdifferenz, Wien 1989, S. 65-102.
3 Vgl. hierzu: Ina Praetorius, «Der Mensch» als Mass? – Eine Auseinandersetzung mit Hans Küngs «Projekt Weltethos», in: Neue Wege 12/1993, S. 344-353.
4 Vgl. Silvia Bovenschen, Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen, Frankfurt a.M. 1980 (2. Aufl.).
5 Vgl. z.B. Rosemary Radford Ruether, Unsere Wunden heilen/unsere Befreiung feiern. Rituale in der Frauenkirche, Stuttgart 1988.
6 Mary Daly, Jenseits von Gottvater Sohn & Co, München 1986 (4. Aufl.), S. 153f.
7 Diese Idee stammt von Andrea Günter. Vgl. Andrea Günter, Öffentliche Gelder und weibliche Autorität. Gedanken zu Urteilsfindung und der Beziehung zum Geld, in: Heidi Bernhard Filli et al., Weiberwirtschaft. Frauen – Ökonomie – Ethik, Luzern 1994, S. 65-86.
8 Vgl. Dietrich Bonhoeffer, Ethik. Zusammengestellt und herausgegeben von Eberhard Bethge, München 1981, S. 128ff.
9 Vgl. den gleichlautenden Buchtitel von Dorothee Sölle.

---

*Das Zweite Testament ist entstanden an der Peripherie des kulturell und ökonomisch hegemonialen Römischen Reiches. Es handelt von Frauen und Männern, die selbst an der Peripherie noch marginalisiert sind: von Kranken, Behinderten, Ausländern, Huren, Witwen, Kriminellen im kleinen randständigen Palästina. Durchgehend wird diesen Gestalten eine eigenständige Subjektivität zugesprochen: ‹Selig seid ihr Armen› (Lk. 6,20). Sie haben als ‹Andere› des Systems nicht nur ‹Rechte›, sondern – von Gott her – eine allen Rechten vorausliegende eigene Würde, die nicht verlorengehen kann, auch nicht durch die äusseren Formen von Unterdrückung und Leiden. Dieser Gedanke eröffnet möglicherweise eine Hermeneutik, die den Zugang zum Bibeltext erneuert.*

(Ina Praetorius, in: Heidi Bernhard Filli et al., Weiberwirtschaft, Luzern 1994, S. 115f.)